

IN DER HEIMAT MEINES VATERS RIECHT DIE ERDE WIE DER HIMMEL

R O M A N



SAMIRA EL-MAAWI

ZYTGLOGGE

Inhalt

Cover

Impressum

Titel

Anmerkung

Widmung

Roman

Danksagung

Bei Zytglogg erschienen

Backcover

Samira El-Maawi

**In der Heimat meines Vaters riecht
die Erde
wie der Himmel**

Mit freundlicher Unterstützung

Gemeinde Thalwil



Kanton Zürich
Fachstelle Kultur

Der Zytglogge Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016 – 2020 unterstützt.

© 2020 Zytglogge Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Andjelka Antonijevic
Korrektorat: Anna Katharina Müller
Umschlaggestaltung: kaziminmizan
eBook-Produktion: 3w+p, Rimpar

ISBN ePub 978-3-7296-2320-0
ISBN mobi 978-3-7296-2321-7

www.zytglogge.ch

Samira El-Maawi

In der Heimat
meines Vaters
riecht die Erde
wie der Himmel

Roman

Z Y T G L O G G E

Anmerkung

Der Verlag unterstützt das Vorhaben der Autorin, in diesem Roman eine diskriminierungssensible Sprache zu verwenden.

«Schwarz» wird in Zusammenhang mit der von Rassismus betroffenen sozial-politischen Position in der Selbstbezeichnung großgeschrieben, empowernd verwendet und soll die geteilte Rassismuserfahrung sichtbar machen.

«*Weiß*» wird klein und kursiv geschrieben, wenn es die privilegierte Position innerhalb des Machtverhältnisses Rassismus abbildet und soll zeigen, wer in einer mehrheitlich *weiß* dominierten Gesellschaftsnorm oft unbenannt bleibt.

«Schwarz» und «*weiß*» bezeichnen somit keine Hautfarben, sondern zwei rassifizierte Positionen.

Die Figuren in diesem Roman bedienen sich der Begrifflichkeiten ihrer Generation. Ende der Achtziger-Jahre heißt dies, dass sie z. B. «Afrika» nicht genauer differenzieren, wenn sie über Herkunftsländer sprechen, auch wenn dies oftmals diskriminierend wirken kann. Die Autorin hat sich entschieden, solche Begriffe in dem damaligen Sprachgebrauch zu belassen. Dennoch möchte sie darauf aufmerksam machen, dass diese Bezeichnung die Gefahr birgt, pauschalisierende, stereotype Bilder über Menschen afrikanischer Herkunft hervorzurufen.

Für A.E.

Meine Mutter ist stolz, wenn sie über die Heimat meines Vaters spricht. Ich glaube, weil es etwas Exotisches ist, jemanden aus Afrika in der Schweiz zu haben.

Wie die Kokosnüsse in der Migros, die sind auch etwas Spezielles, weil sie nicht bei uns wachsen.

Mein Vater riss seine Wurzeln in Sansibar heraus und pflanzte sie wieder in der Schweiz ein. Hier kann er weiterwachsen.

«Langsam, aber sicher verwurzelt er sich», meint meine Mutter.

«Wie lange geht es denn, bis sich eine Pflanze ganz verwurzelt?», frage ich sie.

«Das kommt auf die Pflanze drauf an.»

«Und auf die Erde», fügt meine Schwester hinzu.

Wenn mein Vater kocht, schickt er uns unter dem Küchentürspalt hindurch kleine Duftkostproben aus seiner Heimat in das Innere der Wohnung. Wir atmen sie ein und schweben auf den Düften davon, in die Heimat meines Vaters, dort, wo die Erde seine ist. Dort, wo ihn alle begrüßen und die Haut nach Jasminblüten riecht. Es riecht nach Kardamom und Zimt in den Töpfen. Es riecht nach warmem Hefebrot in der Pfanne und nach Hennafarbe an den Händen.

Unter der Woche kocht mein Vater für andere und am Wochenende für uns und unsere Gäste.

«An fünf Wochentagen koche ich nur langweilige Sachen. Röschi mit Bratwurst, Gulasch mit Spätzle, Speck mit Sauerkraut, solches Zeugs eben», sagt mein Vater, «das muss ich kochen, damit es den Arbeitern in der Kantine in Zürich schmeckt. Ich darf nicht einmal eine eigene Salatsauce machen.» Mein Vater rückt seine Brille gerade.

«Die Arbeiter kommen mit grauen Gesichtern ins Restaurant und gehen auch wieder mit grauen Gesichtern raus.» Er blickt uns über den Brillenrand an. «Mit mehr Gewürzen und mehr Liebe könnte ich das ändern. Sie würden nach dem Mittagessen mit einem Lächeln wieder zurück an ihre Arbeit gehen und sicher viel besser arbeiten. Aber man lässt mich nicht machen – warum auch immer», sagt mein Vater, dabei rutscht ihm seine Brille wieder auf die Nasenspitze.

«Aber sei doch froh, dass du eine Arbeit hast», ruft meine Mutter.

«Diese Küche ist auf jeden Fall nicht meine Küche», sagt mein Vater, als hätte er meine Mutter nicht gehört. «Eigentlich bin ich ja nicht das, was ich jetzt mache, ich bin gelernter Chemiker», sagt er mit geraden Schultern. «Aber kochen kann ich auch.»

«Und wie», sagt meine Mutter lachend.

Zum Glück hat mein Vater seine Nase, die macht ihn zum besten Koch der Welt. Mit der kann er riechen, welche Gewürze und Zutaten zusammenpassen er erriecht aus allen Gerichten alle Kräuter, Gewürze und Zutaten einzeln

Sogar aus den Duftlampenmischungen von Mamo kann er jedes einzelne Kraut und Gewürz herausriechen. Kein Fett und keine Schärfe können seine Nase irritieren.

Er weiß sogar, ohne sich zu bewegen, aus welcher Richtung ein Geruch kommt.

Ich glaube, mein Vater lernte schon zu kochen, als er noch im Bauch seiner Mutter war. Er nahm jedes Essen, das sie runter zu ihm in den Bauch schluckte, auseinander und merkte sich die Geschmäcker für später, für dann, wenn er selbst einmal kochen würde.

Am Wochenende kocht mein Vater bei uns zu Hause oft einen ganzen Tag lang und kommt nicht mehr aus der Küche raus.

Seine Küche ist sein Heimatland.

In seiner Heimat spricht mein Vater in seiner Sprache, er flüstert mit jeder einzelnen Zutat. Ich glaube, er erzählt ihnen seine Geschichten, die er dann sorgfältig in die verschiedenen Gerichte verpackt: In jedes einzelne Samosa verpackt er einen Teil der Geschichte, die von dem kleinen Jungen erzählt, der seiner Tante in Sansibar beim Kochen über die Schultern schaut. Er will unbedingt auch so gut kochen lernen, aber seine Tante verscheucht ihn jedes Mal mit lautem Geschrei aus der Küche. Trotzdem erhascht der Junge immer wieder neue Kochgeheimnisse und notiert sie.

Der Pilawreis ist ein Spaziergang durch einen duftenden Gewürzmarkt. Der scharfe Zwiebeltomatensalat, der den Reis begleitet, rüttelt unsere Gäste, als würde ein Markthändler energisch auf ihre Schultern klopfen, um ihnen seine Ware zu zeigen.

Die in Fett gebackenen Mahamris mit der Bohnentomatensauce verbergen meine Lieblingsgeschichte. Darin erzählt mein Vater von den schäumenden, rauschenden Wellengängen des Meeres. Ein süß-salziges Meeresbad, in das ich eintauche. Die Kardamomsamen, die er in den süßlichen Teig der Mahamris einarbeitet, sind die Muscheln, die ich im klaren Wasser auf dem Meeresgrund glitzern sehe.

Für die Vorspeise kocht mein Vater kleine Crevetten in einer Zwiebelkokosnusstomatensauce.

«Dazu passt doch ein weißes Baguette», sagt meine Mutter, «dann haben unsere Gäste noch etwas, was sie kennen.»

Mein Vater findet, das sei eine gute Idee. «So können sich unsere Gäste langsam an die fremden Geschmäcker gewöhnen.»

Aber ich glaube, es würde auch ohne weißes Brot gehen, denn unsere Gäste bekommen durch die cremige, fast schäumende Kokosnusssauce ein warmes Herz. Mit einem warmen Herz gewöhnt man sich ganz schnell an alles.

Nach dem Kochen ist mein Vater jedes Mal erschöpft und oft isst er gar nicht viel von seinem gekochten Essen. Seine haarigen Hände über seinem dicken Bauch gefaltet, sieht er uns schmunzelnd beim Essen zu. Er weiß genau, was wir beim Essen sehen und hören.

Zum Dessert gibt es immer frische Mangos. Mangos sind das Lieblingsessen meines Vaters, er isst nicht nur zum Dessert Mangos. Er isst sie zum Frühstück, mittendrin, nach dem Mittagessen, mittendrin, nach dem Abendessen. Mein Vater isst Mangos mit geschlossenen Augen. Er lutscht am Fruchtkern, als hätte er darin seine Lieblingsgeschichte versteckt.

«Sie sind süß, aber auch etwas sauer, so wie das Leben auch», sagt er manchmal.

Vaters Hände riechen nach Mango, auch seine Haut riecht nach Mango.

Ich würde gerne wissen, wie Nelson Mandela riecht. Ich glaube, er riecht erst einmal nach Gefängnis. Aber dieser Geruch ist nur eine Lüge, denn auch Gerüche können lügen. Eigentlich riecht Nelson Mandela anders, da bin ich sicher. Er riecht kristallklar, wie die Luft im Herbst oder das Wasser eines Bergflusses, und wenn man ihm ganz nahekommt, dann riecht man Zimt, vermischt mit einem warmen, holzigen Duft.

«Eines Tages wird er das Gefängnis mit erhobenem Haupt verlassen», sagt mein Vater und blickt zu Nelson Mandela hoch. Nelson Mandela hängt in unserer Küche. Ich sehe ihn jeden Tag mit geballter Faust in der Luft geradeaus blicken. Unter ihm steht: <Ein Leben in Freiheit>.

«Er kann seine Freiheit behalten, auch wenn er gefangen ist», sagt meine Mutter. «Das kann er, weil er die Versöhnung kennt.»

Bevor wir ins Bett gehen, betet unsere Mutter mit uns, oder mein Vater erzählt uns von Nelson Mandela. Er erzählt, dass Nelson Mandelas Vater ihm einen Namen gab, der <Unruhestifter> bedeutet. Er erzählt von dem Dorf, in dem Nelson Mandela aufgewachsen ist, und wie er als Hirtenjunge auf Kälber aufpasste und Fische in Flüssen fing. Wie er die Weite und den Horizont liebte. Mein Vater erzählt uns jedes Detail, als hätte er die Geschichte selbst erfunden oder als wäre er selbst dabei gewesen. Am Schluss beendet er die Erzählung mit «Mayibuye i Afrika! - Lasst Afrika zurückkehren!»

Wenn ich meinen Vater frage, ob er mit Nelson Mandela aufgewachsen ist, fragt er zurück: «Wie kommst du darauf?»